
Von unseren Kasten und Kisten

Von Irmgard-Gerlinde Stiller, geb. Leyer, Sofular

Wollte ich es ganz richtig sagen, so müßte die Überschrift lauten: „Von unseren Käshta und Kischta“. In manchen Familien wurde mehr die Bezeichnung „Kashta“ angewendet, in anderen wiederum mehr die Bezeichnung „Kischt“. Man sagte „Kleiderkischt“ und „Mehlkashta“, und mancherorts umgekehrt: „Mehlkischt“ und „Kleiderkashta“. Doch sind beide Bezeichnungen richtig, und man verstand darunter immer nur den „Kasten“ und die „Kiste“ mit einem Wort — die Truhe.

Es hing wohl davon ab, aus welcher Gegend Deutschlands die Vorfahren der einzelnen Familien entstammten. Und ein solcher „Kashta“ oder eine solche „Kischt“ hat sich in jedem Bauernhause befunden, ja, es gab sogar mehrere solcher Kasten und Kisten in einem Hause. Manche waren größer, manche kleiner, je nachdem, für was sie gebraucht wurden. Meistens waren diese „Käshta“ und „Kischta“ mit einer schönen Lackfarbe gestrichen, besonders die, die in den Wohnräumen standen: in der Vorderstube, in den Schlafkammern und in der „Hausern“, so sagte mein Großvater, das „Hausgang“ oder „Flur“ bedeutete. Ja, sogar in der Küche stand oftmals ein „Kashta“ oder ein „Kischtle“, je nach dem vorhandenen Platz. So manche Zimmerecke wurde erst schön, behaglich und vollkommen, wenn dort ein passender Kashta stand, bedeckt mit einer gewebten schönen Placht (Decke) oder einer selbstgehäkelten Decke.

Die Truhe im Mittelalter

Der Kasten war uns ein unentbehrlicher Einrichtungsgegenstand, was uns damals wohl kaum so recht bewußt war. Über den Ursprung dieser „Kashta-Mode“ hatten wir uns nie Gedanken gemacht. Sie gehörte einfach zu uns und zu unserem Leben. Möglich, daß unsere Ahnen diesen Brauch aus unserem Mutterlande Deutschland mitgebracht hatten, denn dort war im Mittelalter die Truhe das Hauptmöbelstück einer Wohnungseinrichtung. Sicherlich sind sie mit einem „Kashta“ oder mit einer „Kischt“, in der sie ihre Habseligkeiten gepackt hatten, zur Auswanderung nach Polen und Rußland aufgebrochen. In ihren schweren Kolonistenjahren diente er ihnen als Schrank, Tisch, Stuhl und auch als Bank. Mit einem Kashta konnte man vieles anfangen, weil er auch zum Verschließen war. Er war ein geradezu idealer „Tresor“ für Wertsachen aller Art. Von unseren Vorfahren also haben wir diese „Kashta-Mode“

übernommen, und daher fehlte er auch in keinem unserer Dobrudscha-Bauernhäuser.

Die Aussteuerkisch

Jedes junge Mädchen, ob arm oder reich, besaß einen Kaschta (oder eine Kisch), in den sie ihre Aussteuer gelegt hat. Jahr um Jahr wurde Stück für Stück angeschafft, und Stück für Stück in den Kaschta gelegt. Der Aussteuerkaschta war oft mit Blumenmotiven in recht bunten Lackfarben bemalt, mancher trug auf der Vorderseite den Namen des Mädchens oder auch nur die Jahreszahl der Eheschließung. So ließ ich mir zum Beispiel von unserem Landsmann und Freund Emanuel Fietz aus Fachria erzählen, daß die Aussteuerkisch (hier wurde wieder ‚Kisch‘ gesagt) seiner Mutter sehr interessant war. Sie war mit schwarzer Lackfarbe gestrichen und trug den Mädchennamen seiner Mutter: „Sophie Fruck“. Dieser Name war in schönen, verschnörkelten gotischen Buchstaben aufgemalt, sowie auch die Jahreszahl „1902“, die das Jahr der Eheschließung war. Links und rechts des Namens war je ein bunter Rosenstrauß in Lackfarbe gemalt. In der Innenseite hatte die Kiste — wie die meisten unserer Käshta und Kischta — eine Beilade mit Deckel. In ihr lagen nach der Eheschließung die Wertsachen des Ehepaares: die Auszeichnungen des Ehemannes, es waren dies russische Kriegsorden, eine Goldmünze, ihr Bargeld und noch sonstige Wertpapiere und Urkunden, sofern diese Schriftstücke nicht alle in der Bibel Platz gehabt haben.

Die Kiste war mittels eines Steckschlusses abschließbar. Und dieses Steckschloß an der Aussteuerkisch der Sophie Fruck aus Leipzig in Bessarabien war ein ganz besonderes Steckschloß. In ihm waren zwei kleine Glocken eingebaut, die etwa die Größe eines Fünfmarkstückes hatten. Wollte man den Kastendeckel aufschließen, mußte man den Schlüssel zweimal umdrehen. Bei der ersten Umdrehung berührte der Bart des Schlüssels zwei Federn, die ihrerseits die Glöckchen berührten, so daß zwei Glockentöne — wie etwa bei einem Wecker — laut vernehmbar wurden. Nach der zweiten Umdrehung öffnete sich das Schloß.

Der kleine Sohn Emanuel frug einmal seine Mutter, warum die Glöckchen beim Aufschließen der Kiste läuten würden. Seine Mutter erwiderte ihm, daß sie es tun müßten, damit sie höre, wenn ein Unbefugter sich an der Kiste zu schaffen macht.

Das Rekrutenkäschtle

Jedes Dienstmädchen (wir sagten Magd) trat mit ihrem Kaschta die neue Stelle an. Besaß sie keinen, so stellten ihr die neuen Wirtsleute einen zur Verfügung. Und das war dann „ihr“ Kaschta auf die Dauer ihrer Dienstzeit. Nur sie hatte Zugang zu ihm, er war allein ihr Reich und barg

ihre Geheimnisse. Er war gleichsam ihr Zuhause, ihre Zuflucht, wo sie in der wenigen Freizeit, die sie hatte, mit sich und ihren Sachen alleine war und sie nach Herzenslust ein- und ausräumen konnte, ohne gestört zu werden. Auch unsere Knechte hatten im Stall, in ihrem Stübchen, ihr Käschtle, in dem sie ihre Wäsche und Kleidungsstücke aufbewahrt hatten. Und mit einem Käschtle in der Hand rückten unsere volljährig gewordenen Bauernsöhne als Rekruten zum rumänischen Militär ein. Auf dem Deckel des Kästchens war ein stabiler Griff angebracht, um es tragen zu können. Der Name des Rekruten war meistens auf der Innenseite des Deckels aufgezeichnet. Mit einem kleinen Vorhängeschloß (oder auch Steckschloß) konnte man das Rekrutenkäschtle verschließen.

Verschiedene Käshta und Kischta

Es gab aber auch Käshta und Kischta, die immer auf dem Boden gestanden haben. Wir sagten zum Speicher „Boden“. Mein Großvater dagegen sagte „Bühne“ und manchmal auch „Behne“.

In manchen dieser Käshta und Kischta auf dem Boden waren Pelze und Pelzjacken, Großtücher (große Wolltücher mit Fransen), Plachten (gewebte Woll- und Lumpendecken), Mäntel, Pudelskappen, Schals und Stricksachen aller Art über den Sommer in „Schabapulver“ (Naphthalin) eingelegt (eingemottet). In anderen wiederum lag das nichtbenötigte Bettzeug verwahrt: die Teppiche (Schafwollsteppdecken), Kissen, Federbetten, usw.

Die Deckel der Kasten und Kisten schlossen dicht ab, so daß weder Staub noch ein schädliches Insekt hätten eindringen können. Die meisten waren auch zum Schließen mit einem Schlüssel oder einem Vorhängeschloß versehen.

Der Mehl- und Kleiekashta

Aber nicht nur im Haus, im Stall und auf dem Boden waren die Käshta und Kischta zu finden. Im Magazin zum Beispiel standen gewöhnlich bei allen unseren Bauern zwei Käshta. Es waren dies der Schrot- oder Kleiekashta und der Mehlkashta. Während man aus dem Schrotkashta täglich für die Tiere mit einem Eimer das Schrot oder die Kleie zum Futtermachen zu holen pflegte, siebte man das Mehl aus dem Mehlkashta gleich in der Backmulde, die man sich neben den Mehlkashta auf einen Küchenstuhl oder einen Hocker gestellt hatte.

Das Mehlsieben

Brot wurde wöchentlich einmal gebacken, in der Dreschzeit jedoch öfter. Beim Mehlsieben war ich immer gerne dabei, wenn meine Tante Elsa oder unsere Sascha (unsere alte Russenmagd) mit geschickten Händen das Mehlsieble hin und her bewegte und sich dann darunter ein

kleiner Mehlhügel zu bilden begann, um Augenblicke später doch wieder auseinanderzurutschen. Von hier kommt das Rätsel, das wir in der Schule sehr oft uns gegenseitig gestellt hatten: „Was ist das? Es rüttelt sich und schüttelt sich und wirft ein Häufle unter sich?“

Meine Tante zog zum Mehlsieben immer ein Kopftüchle auf, denn es bildete sich während des Siebens eine feine Mehlstaubwolke, die unsere Köpfe einhüllte. Man hätte meinen können, daß es Rauch sei. Aber es roch ja nach Mehl und nicht nach Rauch. Und das Mehl hat seinen eigenen Geruch, den man nur schwer zu beschreiben vermag. Unser Mehlnaschkashta, sowie auch der Schrot- oder der Kleieknaschkashta waren nicht gestrichen. Sie waren „natur“, wie man in der heutigen Fachsprache sagt. Sie hatten auch keine Schlüssel oder Schlösser. An dem Mehlnaschkashta gab es für die Hausfrau immer etwas zu tun. Sei es, daß sie Brot backen mußte, daß sie Weißmehl holte, um eine Mehlspeise zu kochen oder Popscheimehl (Maismehl) für einen Mamlik (Maisbrei). Der Mehlnaschkashta hatte immer zwei, meistens jedoch drei Abteilungen. Jede Sorte Mehl hatte ihr Fach und das jeweils benötigte Mehlsieb lag dabei. Es gab feine und grobe Mehlsiebla.

Die Bodenleiter

Und weil ich nun schon im Magazin bin, möchte ich den Leser auch gleich einmal auf unseren Boden (Bühne) mitnehmen.

Im Magazin, in unmittelbarer Nähe unseres Mehl- und Kleieknaschkashtens, stand die Bodenleiter am Bodenloch. Der Aufgang zum Boden befand sich bei den meisten unserer Bauern im Magazin. Sehr selten war der Boden vom Hof aus zugänglich. Auf den Boden gelangte man über die Bodenleiter. Sie war eine stabile, feste Holzleiter mit kräftigen, in bequemen Abständen gesetzten Trittbrettern. Die Bodenleiter mußte schon stark und bequem sein, denn über sie wurden viele schwere Säcke mit Frucht (Getreide) auf den Rücken der Männer nach oben, auf den Boden, getragen.

Der Fruchtboden

Es war bei uns so, daß der zum Hof gelegene Teil des Bodens meistens als Fruchtboden (Getreidespeicher) gedient hat und der andere, zur Straße gelegene Hausbodenteil, zur Unterbringung von Sachen aus dem Haushalt. An jedem Giebelende des Bodens befand sich ein mittellanges Fenster, das im Sommer genug Licht einfallen ließ, um am Tage sehen zu können, wollte man etwas arbeiten. Der Boden mußte natürlich auch gepflegt werden. Er wurde ständig nach Ratten- und Mäuselöchern untersucht, die man dann mit Glasscherben, Steinen oder zerkleinerten Ziegelsteinen zugemacht hat. Dann wurde der Boden mit dickflüssigem Lehm (Lehm mit Wasser angerührt) abgeschmiert. Er war immer sauber und sah aus wie eine ordentliche Stube. Und wenn nach

dem Dreschen viele verschiedene Fruchthaufen auf ihm gelegen haben, war es besonders schön und verlockend, darin zu waten. Kein Wunder, daß es uns Kinder auf den Boden gelockt hat, zumal es sich dort auch gut „Blendermeisle“ (Blindekuh) hat spielen lassen. Leider gab es stets ein Nachspiel, denn die Fruchthaufen durften nicht betreten werden.

Mit dem „Talichlicht“ Heferiebela holen

Die abendlichen Gänge auf den Boden sind mir heute noch in gruseliger Erinnerung. Man mußte immer die „Latern“ (Sturmlampe) mitnehmen, eine Fünferlampe (Petroleumlampe Nummer fünf) oder ein „Talichlicht“ (Kerze). Wer aber in der Lage war, eine Batterie (Taschenlampe) zu besitzen, konnte sich schon zu den Fortgeschrittenen zählen. Mit ihr konnte man jeden Winkel auf dem Boden ausleuchten und brauchte damit nicht so vorsichtig umzugehen als mit der Petroleumlampe (wir sagten: „mit dr Lamp“) oder dem „Talichlicht“ (Kerze), die bei Luftzug des öfteren erloschen und man stets auch noch Streichhölzer in der Schürzentasche mit sich führen mußte, um sie abermals anzuzünden. Es kam sehr oft vor, daß man am Abend noch einmal auf den Boden gehen mußte, sei es, um ein Stück selbstgekochte Seife für die große Wäsche, Bohnen zum Einweichen für die Suppe anderntags, Geräuchertes aus dem Kamin (Rauchfang) oder Heferiebela (getrocknete Küchelchen aus Maismehl und Schaum von gärendem Süßmost) aus dem daneben hängenden Säckle, weil man sie zum Teiganlassen fürs Brotbacken brauchte, zu holen.

Am Tage auf dem Boden

So gruselig und schauerlich die Bodenbesuche am Abend waren, so interessant und verlockend waren sie bei Tage. Der Anziehungspunkt waren natürlich die „Käschta“, da oben. Obwohl ich schon sehr genau gewußt hatte, was jeder Kasten und jedes Kistchen in sich geborgen hielt, plagte mich doch immer und immer wieder die Neugierde. Schöne und große „Käschta“ standen hier oben auf meines Großvaters Boden. Manche hatten einen gewölbten Deckel, waren mit schönen kunstvollen Beschlägen verziert und mit großen Vorhängeschlössern versehen. Andere Käschta wiederum waren einfacher und nur mit brauner, dunkelgrüner oder schwarzer Lackfarbe gestrichen. Die kleineren Kischta dagegen waren natur, außer den „Soldatenkischta“ der Söhne, die meist schwarz gestrichen waren. Allein das Äußere der Käschta und Kischta wirkte wie ein Zauber auf uns Kinder, vom Inhalt ganz zu schweigen. Meine Tante Elsa hatte aber auch allerhand wirklich schöne Dinge in ihnen verwahrt!

Die Mode von anno dazumal

Der große Kaschta mit dem Bettzeug und der mit den Pelzen und Mänteln interessierten mich weniger als der mit den abgelegten Kleidern. Diese stammten noch aus einer Zeit, da ich noch nicht geboren war. Es gab hochgeschlossene Kleider und Blusen aus schwerem, gutem Stoff und solche aus Taft und Seide mit Puffärmeln, Schößchen, Rüschen und Spitzen, die so schön knisterten und sehr vornehm aussahen. Lange und breite Röcke mit einem Samtstoßband am Rocksäum oder lange, enge Röcke, seitwärts mit schönen Knöpfen, Riesenmustern oder schmalen, feinen Bändchen verziert, hielten ihren Dornröschenschlaf.

Auch lange Mäntel kamen zum Vorschein mit breitem Schalkragen und großen Stulpenmanschetten, meiner Großmutter schwarze Spitzentücher in Dreieckform, die an Sonn- und Feiertagen getragen wurden, große, schwarze Tücher mit langen Zotteln (Seidenfransen) und sogar ein Schwalbenschwanz-Anzug. Auch schöne Spitzengardinen (Stores) lagen unter den Kleidungsstücken, die wir Kinder als idealen Brautschleier in unseren Hochzeitsspielen verwenden durften. Fast 45 Jahre später schreibt hierzu Anette aus Fetești (Rumänien): „Weißt Du noch, als wir bei Euch unten in den Kellerzimmern Hochzeit gespielt haben?“ Dieser große Kasten auf unserem Boden, mit all den aufgezählten Sachen, war für mich der kostbarste unter den „Käschta“.



Johanna Rösner, Konstanza 1921

Die Federhüte

Dann war noch der andere Kasten, der mit den vielen Hüten. Auch er hatte eine besondere Anziehungskraft. Denn, nachdem man sich mit den altmodischen Kleidern ausstaffiert hatte, fehlte nur noch der passende Hut dazu, um eine vollendet gut angezogene Dame zu sein. Man fand ihn auch gleich in dem Kasten daneben, denn die Auswahl war groß: Damenhüte aus Stroh mit breiter, geschwungener Krempe und darauf ein reizender, bunter Blumenkranz. Mit einem Seidenband konnte man den Hut unter dem Kinn zubinden. Strohhüte mit einem kleineren Rand und einem breiten Seidenband oder einer Samtschleife lagen dabei, auch Filzhüte mit breiter Krempe und wunderschönen Federn darauf, sicherlich Straußfedern, die meine Tante Elsa ‚Federhüte‘ genannt hatte. Wir aber waren der Meinung, daß so schöne Federn nur von den Paradiesvögeln stammen können. An anderen Filzhüten steckte dagegen eine dicke, steife Feder. Man hätte meinen können, daß sie einem Truthahn oder einer Gans aus den Flügeln gerissen worden sei. Sie glich haargenau den dicken Federn unserer Flederwische, und wir fanden sie alle sehr komisch.

Die Schnepperkappa (Reisemützen)

Die Herrenhüte, die auch in diesem Hutkaschta lagen, waren nicht so komisch wie die Damenhüte, folglich auch weniger interessant für uns. Doch waren auch sie unterschiedlich in ihrer Form und sicherlich auch einst modern. Zuerst stieß man auf die Schildkappa (Schildmützen), die, schön in Seidenpapier eingewickelt, noch aus der Zeit stammten, da mein Vater und seine Brüder „Großbu“ waren. Schnepperkappa (Reisemützen) lagen darunter, die von unseren Bauern auch ‚Schloika‘ genannt wurden. Dann waren auch noch die Sommerhüte da, aus Stroh, steif und hart und mit einem kurzen Rand. Als einzigen Schmuck hatten sie ein weißes, schwarzes, braunes oder beiges Ripsband. Es gab auch weiße, weiche Strohhüte aus Panamastroh (Panamahut), die mit ihrem flotten Rand etwas sportlicher ausgesehen haben. Selbst einen Zylinder gab es in dem Hutkasten, der sicher zu dem schwarzen Anzug mit dem Schwalbenschwanz einmal getragen worden war.

Modezeitschriften und alte Zeitungen

Und schauen wir auch einmal in die daneben stehende Kiste, die zwar nicht so hoch, dafür aber breiter ist. In ihr hatte meine Tante Elsa ihre „Vobach-Modezeitschriften, Otto Beyer-Leipzig“, aus Deutschland, ordentlich eingeschobert. Da sie für uns sämtliche Wäsche, Kleider und Mäntel selbst geschneidert hat, bewahrte sie alle alten Jahrgänge dieses Modeheftes auf. Solche Hefte bekam man bei uns nicht, und es ist daher erklärlich, daß wir uns an diesen Modeheften aus Deutschland nicht sattsehen konnten. Ein anderes Kischtle, mit gleich reizvollem In-



Christoph Rösner, Fachri 1910

halt, war das mit dem Kirchenblatt „Lichter der Heimat“, das aus Kronstadt, Siebenbürgen, kam. Eine Fülle schöner und frommer Geschichten konnte man unter anderem in dieser christlichen Zeitschrift lesen. Klein gebündelt lagen die Blätter des „Neukirchner-Abreißkalenders“ daneben. Auch sie enthielten gar manch schöne Geschichte auf ihrer Rückseite. Die Auslegung der Tageslosung auf ihrer ersten Seite verstand ich jedoch noch nicht. Im Sommer verbrachte ich gar oft so manche Stunde hier oben auf dem Boden. Vertieft über den beiden Zeitungskischta saß ich gekauert unter dem Bodenfenster und — las.

Das Seifekischtle und das Lesebuch

Neben unserem mächtigen Kamin (Schornstein, Rauchfang) war noch ein Kischtle. Es war das Seifekischtle. Alle unsere Hausfrauen kochten oder rührten sich ihre benötigte Seife selbst. Sie wurde nach dem Erkalten in große Vierecke geschnitten und auf dem Boden getrocknet. Nachher, steinhart geworden, schoberte man sie in ein Kischtle oder Käschtle.

In der gleichen Kamingegend hatte meine Tante Elsa ein Käschtle mit meinen ausgedienten Schulbüchern in deutscher und rumänischer Sprache. Auch Schulhefte hatte sie aufbewahrt, aus jeder Klasse und jedem Fach einige Stück. Damals konnte ich es nicht begreifen, daß meine Tante so etwas aufbewahren konnte. Auf meine zaghafte Frage, wofür sie diese Bücher und Hefte aufbewahre, sagte sie, etwas er-

staunt, zu meinem größten Schrecken: „Für dich bewahre ich sie natürlich auf! Die bekommst du, wenn du einmal groß sein wirst.“ 45 Jahre später würde ich viel darum gegeben haben, um dieses Schulbüchekäschtle zu besitzen!

An die deutschen Lesebücher, auch an die rumänischen, kann ich mich noch sehr gut erinnern. Sie waren mir sehr sympathisch und gefielen mir besser als die Lesebücher meiner Kinder hier in unserem Mutterlande Deutschland. Auf der Titelseite unserer Lesebücher stand: „Deutsches — Hiemesch — Lesebuch“¹. Sie wurden aus Siebenbürgen bezogen. Auch die beiden Bände erster und zweiter Teil, der Mauchschen Grammatik, Albert Mauch war Direktor an der Wernerschule, der Lehrerbildungsanstalt in Sarata (Bessarabien), lagen dabei.

Das Riechseife- und das Strumpfkäschtle

Doch damals mochte ich nicht gerne in dieses Schulbücherkischtle hineinschauen. Viel lieber roch ich in das Käschtle daneben, in dem meine Tante Elsa die gute Seife, die Riechseife (Feinseife) und die Handseife, auch selbst gekocht, aufbewahrt hielt. Beim Öffnen des Deckels entwich diesem Riechseifekäschtle — es war ein ehemaliges Soldatenkischtle — ein gar lieblicher Rosen- und Mandelölgeruch. Diese Seife wurde nach einem Rezept des Seifefabrikanten Dr. Hugo Erdmann, Bessarabien, gekocht. Einen Blick schenken wir dem Strumpfkäschtle, auch ein ausgedientes Soldatenkischtle, in dem viele selbstgestrickte Wollstrümpfe, aus eigener Schafwolle, liegen. Zusammen mit den Handschuhen, den Fäustlingen und Fingerhandschuhen, auch aus eigener Schafwolle, und die Muffs war alles über den Sommer sorgfältig in kleinen Säckchen in „Schabapulver“ oder „Naphthalin“ (Mottenpulver) eingelegt (eingemottet). Daher ist es besser, wenn man dieses Käschtle erst gar nicht öffnet. Man würde entsetzt zurückweichen, denn der Geruch des Mottenpulvers steigt einem ordentlich in die Nase.

Die unmögliche Schuhmode

Interessanter als das Käschtle mit den Wollstrümpfen in Naphthalin ist das Käschtle mit den abgelegten Schuhen. Sie sind keineswegs abgetragen, sie sind nur „aus der Mode“. Wer lief schon in den spitzen und hochhackigen Schuhen umher?! Oder in denen, die einen hohen Schaft zum Schnüren und dazu noch einen Blockabsatz haben?! Eine unmögliche Schuhmode muß das einmal gewesen sein! Und auch mit diesen Schuhen durften wir Kinder „Hochzeit“ und „Madam“ spielen.

¹ Generationen von Siebenbürger Sachsen lernten einst aus den Schulbüchern des Karl Heinrich Hiemesch

Weitere Entdeckungen auf dem Boden

Zwischen diesen vielen Käschta und dem Fruchtboden war noch so viel Platz, daß man verschiedenes abstellen konnte, wie zum Beispiel: ausrangierte, kleinere Möbelstücke, leere Reisekörbe und Koffer, die mit den beiden Schwestern meines Vaters zwei Jahre in einem Weimarer Mädchen-Pensionat waren, sowie ausgediente Kochtöpfe und Schüsseln, die man irgendwann einmal gebrauchen könnte, Waschbretter (Waschrumpeln) und das große Getreidesieb.

All dies stand auf einer Seite des Bodens. Auf der gegenüberliegenden Seite hatte meine Tante Elsa die selbstgesammelten Heilkräuter auf alten Zeitungen zum Trocknen ausgelegt: Kamillen, Schafgarbe, Pfefferminz, Lindenblüten und Kochrosen.



In Fachri 1920

Im Herbst wurden auch die dicken, großen Zwiebel- und Knoblauchzöpfe an die in den Balken des Daches eingeschraubten Haken gehängt, sowie große Bündel von Dill und Besenreis, um im Frühjahr davon Saat zu haben. Federwische steckten zwischen Dach und Balken, und verschiedene Sorten Bohnen lagen zum Trocknen ausgebreitet auf alten Zeitungsexemplaren der „Marea Neagra“ und „Dobrogea Ju-na“, zwei rumänische Tageszeitungen, die sich mein Großvater gehalten



*Lydia Leyer, Elisabeth Rösner
Konstanza 1914*

hatte. Daneben lagen die Walnüsse, die unser großer Nußbaum vor der Haustür jedes Jahr reichlich geliefert hatte.

Aufgefädelte Traubenzöttel

Und nach dem Herbst (Weinlese) wurde über diese Ecke des Bodens mehrmals eine dicke Garbenschnur hin und her gespannt, um die schönsten Traubenzöttel (in Hessen sagt man ‚Perkel‘) daran zu hängen. So hatten wir an Weihnachten noch Weintrauben zum Verzehr. Die letzten von ihnen waren fast schon wie Rosinen und schmeckten ganz köstlich. Wir holten uns diese Weintrauben von meinem Onkel Emanuel E. Leyer, der hinter dem Kobadiner Friedhof in einem sehr groß angelegten Weingarten wunderbare Sorten ausgezeichnet zu ziehen verstand.

Auf die gleiche Weise, wie die Traubenzöttel, versuchten wir auch die Pfefferschoten (grüne Paprika) bis in den Winter hinein zu erhalten. Ein Gemisch von Wohlgerüchen verbreitete sich alsdann auf dem ganzen Boden. Ein wohliges, zugleich beglückendes und beruhigendes Gefühl beschlich einen beim Anblick eines so gefüllten Bodens und Kamins (Rauchfanges). Man fühlte sich unter diesem breit ausladenden Dache mit seinen dicken Balken und schwerem Schiefer geborgen und konnte ruhig und getrost dem langen und oft harten Winter entgegensehen.

Und damit hätten wir nun in alle Käschtla und Kischta auf dem Boden meines Großvaters hineingeguckt.

Die Gluckaneschterkäschtla

Während wir vorsichtig die Bodenleiter wieder hinabsteigen, entdecken wir unter der Leiter noch einige kleinere Kisten. In ihnen hatte mein Großvater allerlei Stückchen Eisen aufbewahrt, verschiedene Schrauben, Draht- und Blechstücke, viele große, kleine, neue und alte Nägel. Ein anderes Kischtle barg allerhand Werkzeuge, die für die landwirtschaftlichen Maschinen benötigt wurden. Ganz bescheiden dazwischen stand mein kleines Kischtle mit den von mir gesammelten bunten Scherben aus Porzellan, Steingut, Ton und Glas sowie meine Toppa (runde Steinchen, meist aus Backstein, für ein Spiel) und ein paar Knochen aus den Gelenken eines Rindes, mit denen man ein türkisches Spiel (Arschik) spielen konnte. Welches unserer Kinder würde heute und hier mit derartigen Dingen spielen!

In einer Ecke des Magazins finden wir neben dem Rapswurm (Maschine für die Säuberung des Rapses von Unkraut, meist Rade) auch die Käschtla aufgeschobert, in denen meine Tante Elsa die Nester für die Glucken zu machen pflegte. Auch im kleinen Hühnerstall fand man solche Kischtla, die eigens zum Brüten gedient haben. Das Magazin war nur eine Ausweichstelle, wenn mehrere Hühner auf einmal zu „glucksen“ angefangen hatten. In manchem Magazin oder Schuppen (mein Großvater sagte „Schoppe“) bei uns daheim war auch ein „Kaschtla“ mit dem guten Pferdegeschirr zu finden.

Das Fleckerkäschtle

Und nun kehren wir noch einmal ins Haus zurück. In unserem Hausgang neben dem „Lampenschränkchen“ (ein kommodenähnliches, schmales und halbhohes Schränkchen, auf dem die vielen und in ihrer Art und Größe verschiedenen Petroleumlampen aus dem ganzen Hause, die allmorgendlich zu putzen und zu füllen waren, aufgereiht gestanden haben) stand unter dem schmalen, doch hohen, Fenster auch ein schönes Käschtle. Es war dunkelgrün gestrichen und mit kunstvollen, schwarzen Eisenbeschlägen verziert. Das war unser Fleckerkäschtle. In ihm hatte meine Tante Elsa ihre Flicker und Schneiderreste aufbewahrt, jede Stoffart fein säuberlich zusammengerollt und senkrecht, eng aneinander, ein Bündelchen neben dem anderen stehen. Öffnete man den Deckel dieses Kästchens, so hatte man alles geordnet vor sich und brauchte nur herauszuziehen, was man gerade benötigte. Viele kleine „Fleckla“ besaß auch ich, um Puppen zu spielen. Ich hielt sie in meiner kleinen Puppenkiste verwahrt, die ihren Platz in der Küche hinter dem Geschirrschrank hatte. Und neben ihm stand unser Schuhputzkäschtle mit Schuhbürsten und Schuhwichse. Es war dunkelrot gestrichen und

auf dem Deckel war ein Spiralenornament in schwarzer Farbe aufgemalt.

Das Putzakäschtle

Und nun wäre noch ein Käschtle zu erwähnen, das auf keinen Fall vergessen werden darf. Es leistete einen wertvollen Dienst und in jeder Küche stieß man auf dieses Käschtle: das Putzakäschtle. In ihm hatten wir die Putza (abgerebbelte Maiskolben), etwas Holz, zerkleinerte Akazieneriser oder Reben. Das Putzakäschtle stand immer und überall unter oder neben dem Küchenherd.

Aber auch im Wohnzimmer, in dem ein Kachelofen oder ein moderner Heizofen stand, war eine nicht all zu große Kiste anzutreffen. Es war dies die „Holzkischt“ für das benötigte Brennmaterial, für das Holz, wie es ihr Name auch sagt.

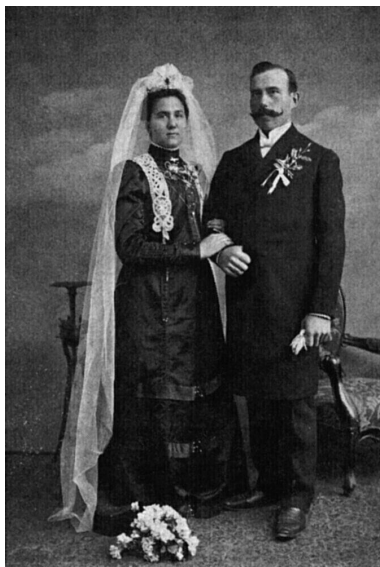
Wie wären wir daheim ohne all diese aufgezählten Käschtla und Kischta ausgekommen? Täglich bedienten wir uns ihrer. In ihnen lag der Vorrat eingeheimst, gleich welcher Art, sei es zum Essen oder zum Anziehen. Sie nahmen alles auf, ob kostbar oder gering, wir warfen in sie alles hinein, das sonst herumgelegen hätte. Durch sie konnte man überall wunderbare Ordnung halten.

Und alles, was diese Käschtla und Kischta in sich geborgen gehalten, gaben sie weiter an die nächste Generation. Und diese, von Kindesbeinen an so und nicht anders gewohnt, nahm diese Tradition der Alten an und pflegte sie weiter.

Die Umsiedler- und Wanderkäschtla

Und als im Jahr 1940 der Tag unserer Umsiedlung nach Deutschland immer näher rückte, hörte man fast Tag und Nacht das Echo vieler Sägen und Hämmer. Es drang aus den Höfen, begleitet von einem dumpfen Klopfen, und pflanzte sich auf der Straße fort, daß das ganze Dorf davon erfüllt war. Gewohnte Geräusche, doch zu einer so ungewohnten Stunde, schreckten selbst unsere Haustiere aus ihrem gewohnten Lebensrhythmus, und sie waren sehr unruhig geworden. Erst hieß es, daß wir auch unsere Pferde mitnehmen dürfen. Deshalb wurden sie ein paar Tage vor unserem großen Aufbruch (in Fachri) geimpft. Doch stellte es sich heraus, daß dies nur ein aufmunterndes Gerücht war. Es mußten viele, viele Kasten und Kisten angefertigt werden. Die vorhandenen reichten bei weitem nicht aus für unsere „Umsiedlung“, für unsere Auswanderung aus der Dobrudscha.

Vor nicht allzu langer Zeit — kaum drei Generationen — wanderten unsere Großeltern mit sehr viel weniger Kasten und Kisten in die Dobrudscha ein. Ihre Eltern wiederum wanderten in Bessarabien ein und hatten dort die deutschen Dörfer gegründet. Sie waren aus Polen, Gali-



*Katharina Leyer (geb. Klett)
und Michael Em. Leyer, Sofular 1907*



*Ida Klett, geb. Leyer; Lydia Sezonov,
geb. Rösner, Konstanza 1907*

zien oder Deutschland gekommen. Sie waren immer ruhelos auf der Wanderschaft mit ihren Pferden und Kindern samt „Käschta und Kischta“ im „Wagakashta“ (Wagenkasten). Die Beweggründe waren ver-

schieden. So berichtete mir unser Freund und Landsmann Emmanuel Fietz aus Fachria, daß ihm sein Großvater folgendes erzählt hatte: Urgroßvater Fruck (mütterlicherseits) wanderte einst aus Württemberg nach Polen aus. Im Raume Warschau hatten mehrere dieser Auswanderer sich zusammengetan und eine deutsche Kolonie gegründet. Sie hieß „Klein-Griebchen“. Es ging ihnen gut, und sie hätten wohl kaum an eine Abwanderung gedacht, wenn nicht ein großer Brand ausgebrochen wäre, der auch ihre Kirche vernichtet hatte. Und so folgten sie dem Rufe des damaligen Kaisers Alexander I. nach Rußland und gründeten 1813 das deutsche Dorf Leipzig in Bessarabien. Jedoch nur von einem Teil der aus Klein-Griebchen abgewanderten Deutschen. Während ihres Wanderns hatten sie sich in drei Gruppen geteilt: eine Gruppe blieb in der Ukraine, die zweite Gruppe zog weiter in den Kaukasus (sie sagten „Kapkaas“) und die dritte Gruppe wanderte nach Bessarabien, das damals russisch geworden war. Es ist anzunehmen, daß sich die ehemaligen Klein-Griebchener in drei Verwandtschaftsgruppen aufgeteilt haben. Die Kinder dieser dritten Gruppe aber wanderten wieder weiter in die Dobrudscha, kaum daß sie das Mannesalter erreicht hatten. Doch, wo immer unsere Ur- und Großeltern auch hingezogen, aus- oder eingewandert sind, hatten sie immer Wagen, Pferde und ein paar Käschta und Kischta, die, einem Reichtum gleichkommend, für sie das Sprungbrett für einen neuen Anfang waren. Und als der Erste Weltkrieg auch über unsere Dobrudscha hereinbrach, waren unsere Großeltern gerade über die schwersten Anfänge hinweg, hatten Dörfer gegründet und sich auch schon ansehnliche Vermögen geschaffen. Daher bargen sie ihre wertvollsten Sachen und Dokumente in einem Kasten oder in eine kleine Kiste und gruben sie in die Erde ein, irgendwo in einem Winkel ihres Gartens oder ihres Hofes, um sie vor dem Zugriff des Feindes zu verstecken.

Das Jamloch, die „Kiste“ in der Erde

Doch auch Getreide und Lebensmittel wurden vergraben. Diese Art des Aufbewahrens hatten unsere Großeltern von den dort lebenden Tataren übernommen. Ich ließ mir erzählen, daß diese Tataren anstatt Kisten in die Erde gegrabene Löcher hatten, die gewissermaßen ihre Behältnisse waren. Diese Löcher nannten wir „Jamlöcher“. Möglicherweise kommt diese Bezeichnung von dem türkischen Wort „Yagma“, das zu deutsch „Raub“ bedeutet. Wir nahmen es in unseren Sprachgebrauch auf und sagten „Jama“. Im Ersten Weltkrieg wurden wieder Jamlöcher gegraben, um darin die wichtigste Habe vor dem Feinde zu retten. Von 1945 in die Dobrudscha zurückverschlagenen, zwei Jahre später wieder mit einem Transport nach Deutschland zurückgebrachten Landsleuten erfuhr ich, daß auch im Zweiten Weltkrieg in der Dobrudscha Jamlöcher gegraben worden waren, und zwar von Rumänen, die darin Getreide versteckt hatten. Wie sah ein Jamloch aus? Auch unsere Großeltern

und Eltern ahmten diese türkischen Jamlöcher nach. So hatte zum Beispiel unser Großvater Stiller in Fachria in seiner „Spraubud“ (Spreubude oder Spreustall) ein solches Jamloch. Mein Mann war damals noch ein kleiner Junge, doch kann er sich noch lebhaft an dieses Jamloch erinnern, das erst einige Jahre nach dem Kriege zugeworfen wurde, weil es oft passierte, daß einer heineinfiel, weil es nur notdürftig abgedeckt war. Dieses Jamloch war kein gewöhnlich gegrabenes Loch. Es war nach einem bestimmten Plan in die Erde, in die Lößschicht, gegraben, und daher bestand auch keine Einsturzgefahr. Das Jamloch hatte die Form einer riesigen Milchflasche und konnte sehr viel fassen. Die Öffnung war rund und hatte einen Durchmesser von ungewähr einem Meter (mitunter auch mehr) und eine Tiefe von ungefähr einem halben Meter. Nach unten erweiterte sich das Jamloch, schräg, beliebig weit und tief, so daß man viele Säcke mit Getreide, einen kleinen Kasten und andere Gegenstände unterbringen konnte. Nachdem das Jamloch gegraben war, brannte man es mit Stroh aus, damit es gut trocken sein sollte. Erst dann konnte man Lebensmittel, Getreide und Kleidungsstücke bedenkenlos darin lagern. Die Tataren hatten das Getreide sogar ohne Säcke hineingeschüttet, und die Jamlöcher hatten sich stets gut bewährt. Nach dem Einlagern wurde das Loch dicht abgedeckt, Erde darauf geworfen und diese festgestampft. In der Spreubude unseres Stiller-Großvaters schmierte man noch den Fußboden schön ab, so daß keine Spuren von einem Loche zu sehen waren.

Während eines Fronturlaubs im Ersten Weltkrieg ein Jamloch gegraben

Auf dem Stillerschen Hofe befand sich im Schafstall ein zweites Jamloch. Dies war jedoch nur so groß, daß eine Kleiderkiste darin Platz hatte. Man kam auf den guten Einfall — Not macht erfinderisch —, auch den Keller anzufüllen. Und man trug Möbelstücke in ihn hinein, mit Gerste, Hafer und Weizen angefüllte Fässer, Kisten mit Wäsche und Kleidern und sogar Mehl in einem kleinen „Mehlkashta“. Nachdem der Kellerabgang gut abgedeckt worden war, schlug man den Kellerhals ab und ebnete alles ein. Drei Monate blieb dieses Gut eingelagert. Als die Gefahr vorbei und der Keller wieder aufgedeckt worden war, fand man alles in gutem Zustand bis auf die Möbel, die aus dem Leim gegangen waren.

In dieser Zeit war Christoph Rösner aus Fachria auf Fronturlaub. Er hatte 15 Tage frei und benutzte diese Zeit, um ein Jamloch zu graben, um seiner Familie wenigstens etwas Mais zu sichern. Damals wohnte er neben dem Stillerschen Hofe (dem Hofe seines Schwiegervaters), später wohnte dort Fritz König. Und auf diesem Hofe also grub Christoph Rösner am Ufer (der untere Hof grenzte an das alte Donauufer) ein Jamloch. Da die Zeit nicht mehr ausreichte, um das Loch auszubrennen, füllte er kurzerhand den Mais in einige Fässer, deckte alles gut ab

und stapelte darüber einen großen Schober von Weinreben. So rettete er den Mais, der seiner Familie nachher sehr zugute kam.

Die vergrabenen Schmalzkannen

Emanuel Müller und seine Frau Justina, geborene König, aus Kodschalak (es wurde auch „Koschelak“ und „Kuschalak“ gesagt) berichtete mir, daß es ihres Wissens Jamlöcher mehr in bulgarischen Dörfern gegeben hätte. Bei ihnen im Dorf machte man nur ganz gewöhnliche Löcher, in die dann die Sachen vergraben worden waren. So zum Beispiel hatte die Familie Hirsch aus ihrem Dorf zwei „Käschta“ mit Sachen vergraben. Für einen „Kaschta“ wurde im Kuhstall ein Loch gegraben und für den zweiten eines außerhalb des Kuhstalles. Doch wurden beide „Käschta“ von den feindlichen Soldaten (Bulgaren oder Russen) entdeckt und vollständig ausgeraubt. Eduard König dagegen hatte mehr Glück. Da die Front schon sehr nahe war, bat er den Rumänen Costica Draghiciu, der bei Daniel Martin (man nannte ihn: Made Dannel) gewohnt hatte, er möge ihm rasch noch ein Schwein abstechen. Nachdem das ganze Schwein verarbeitet und in Schmalzkannen (Blechkannen) eingebraten war, vergrub er zwei davon im Kälberstall. Die dritte Kanne vergrub er im Keller. Doch diese wurde von den Soldaten entdeckt und ausgegraben. Da die Soldaten aber wohl nur auf der Suche nach Gold waren, ließen sie diese Schmalzkanne unangetastet zurück. So hatten Königs ihre vergrabenen Fleisch- und Schmalzkannen gerettet. Doch anders verfuhrten die feindlichen Soldaten mit Königs Sauerkrautfaß, das im Weischopfa (Weinschuppen) untergebracht war. Sie benutzten es als Abort, sicherlich aus Wut darüber, daß sie keine Wertsachen gefunden hatten, und Königs mußten das ganze Faß Sauerkraut wegwerfen und blieben nach ihrer Rückkehr von der Flucht ohne Sauerkraut.

Die letzte Zuflucht: die Käschta

Im Ersten Weltkrieg flohen unsere Großeltern und Mütter mit einem Pferdefuhrwerk. In den „Wagakaschta“ (Wagenkasten) wurden die Kinder und, sofern es der Platz erlaubte, ein oder zwei „Käschta“ oder auch nur ein „Kischtle“ mit dem Allernötigsten geladen: dem Bettzeug, den Kleidern und dem Essen, das wenigstens für ein paar Tage ausreichen mußte. Sie schlugen die Richtung nach Tariverde und Kodschalak ein. Ein Teil meiner Verwandten flüchtete sogar nach Brăila über die Donau zu der jüngsten Schwester meiner Großmutter, um der näherrückenden Front zu entkommen, der Front, an der ihre Männer, Väter und Söhne gestanden haben. Die älteren waren sofort nach Kriegsausbruch in der Moldau interniert. Ohne „Käschta“ und „Kischta“? Udenkbar!

Daher hatten auch wir 1940 viele Käschtla und Kischta. Es gab Hunderte, ja, Tausende von Umsiedlerkisten. Wir flüchteten uns geradezu in diese Kasten und Kisten, um unser bereits in der Heimat begonnenes Heimweh zu verpacken. Doch packten wir zugleich auch die Hoffnung auf einen guten Ausgang und einen ebensolchen Anfang in der noch ungewiß vor uns liegenden Zukunft mit hinein und das half uns, gab uns Kraft, daß wir uns von der Heimat lösen, ja losreißen konnten.

Ein Glück, daß es diese Käschtla und Kischta gab! In sie sammelten und speicherten wir unser bewegliches Vermögen: die Wäsche, die Kleider und das Bettzeug. Wir hatten alle einschlägigen Geschäfte in Konstanz, Medgidia und Cernavoda ausgekauft. Christoph Rösner aus Fachria z. B. und so manch anderer fuhr sogar bis Bukarest, um noch Stoffe zu kaufen, weil man bei uns keine mehr bekam. Auf der Flucht 1945 in der Tschechoslowakei behaupteten die Tschechen, daß wir diese Stoffe von ihnen gestohlen hätten, obwohl das Preisschild in Lei noch daran war! Diese verpackbaren Sachen waren das einzige, das wir aus der alten Heimat mitnehmen konnten. Mehr ging auch nicht in die Käschtla und Kischta hinein. Weder unser Land noch unsere Tiere, weder Möbel noch die landwirtschaftlichen Geräte, die der eigentliche Reichtum eines Bauern sind. Was sich drei Generationen in ihrem schweren Kolonistenleben, im täglichen Kampf gegen Witterung, Neuland-Boden, Armut, Seuchen bei Menschen und Tieren und sonstigen Widerwärtigkeiten an Vermögen angeschafft hatten. 1940 waren es nur noch einige Kisten, die den Weg ins Reich mitmachten. Wir, die Kinder und Enkelkinder, kehrten unserer — ihrer — Heimat den Rücken ohne Pferde, ohne Wagen, nur mit einigen Käschtla und Kischta.

Das Großgepäck

Donauaufwärts wurden wir und unsere Käschtla geschleust und gar oft war es ein mühevolleres und schweres Ein- und Ausladen. So mancher Umsiedler tat seiner Gesundheit schwer, so mancher wiederum fluchte über die zu schweren Kisten, besonders über die der Reichen. Im Umsiedlerlager nannten wir dann unsere Käschtla und Kischta nur noch „Großgepäck“, und sie waren in Lagerhäusern oder Baracken untergebracht. Wir selbst lebten nur noch aus dem Handgepäck, den Koffern, die wir über und unter unseren Soldatenbetten verstaut hielten. Beim morgendlichen Reinemachen war es ein dauerndes Geschurre mit ihnen, ein Rauf- und Runterstellen, ein Hin- und ein Herrücken, das uns langsam zum Halse herauswuchs. Wir liefen zwischen den Koffern und dem Großgepäck, unseren „Käschtla“ und „Kischta“ von daheim, hin und her, mal dies, mal jenes zu holen, oder hinzutragen. Die Käschtla waren unsere Heimat und unsere Zuflucht, wenn uns das Heimweh gar zu sehr geplagt hat. So manche ehemalige Großbäuerin stand oft zwischen ihren Käschtla und Kischta, räumte wahllos aus und wieder ein, seufzte

und weinte still vor sich hin: „Wenn mr doch noch eimol heim kennntn! Wenn mr des doch schon eimol hentr ons hätten!“

Das ging mitunter einige Jahre so. Und wurden wir zur Abwechslung in ein anderes Lager verlegt, das sehr oft geschah, so mußte auch unser Großgepäck umziehen. Oft war es eine schwierige Aufgabe, für so viele Kasten und Kisten einen geeigneten Lagerraum zu finden. Wir hatten aber Glück. Unsere Käschtä, unser letzter Gegenstand, an dem noch ein Hauch Heimat haftete, waren immer in unserer Nähe.

Unser Wahrzeichen

Allmählich waren sie zu einem Stück unseres eigenen Ich, ein Teil unseres Selbst geworden. Auf ihnen wurden noch in der Heimat, gleich Lettern, unsere Namen mit Farbe aufgemalt.



*Magdalena Liedtke, geb. Rösner
Kobadin 1938*

Auch unsere Kennnummer, die wir während der Tage der Umsiedlung und der Einbürgerung auf einer Karte um den Hals gehängt tragen mußten, war wichtiger als der Träger und Besitzer. Der dazugehörnde Mensch war zweitrangig. So weit war es mit uns gekommen! Mit uns, den Bewohnern der einstigen großen und kleinen deutschen Kolonistendörfer der Dobrudscha, die zwischen Donau und Schwarzem Meer in einer vom Schicksal geschmiedeten engen Gemeinschaft fast drei Generationen miteinander gelebt haben. An unseren Pelzen, Pudelskappa (Pelzmützen) und schwarzen Kopftüchern, deren seidene und lange Zotteln (Fransen) so schön über Schulter und Brust fielen, hatte man den Umsiedler erkannt, jenen Menschen mit der Kennnummer an einer Schnur um den Hals. Und jeder Einheimische, ganz gleich in welchem Teil Deutschlands oder Österreichs, wußte beim Anblick der Käschtä und Kischta, daß sie nur den Umsiedlern gehören können. Und so wur-



*Eva Leyer, geb. Rösner
Kobadin 1915*

den uns der Pelz, die Pudelskapp, das schwarze langzottige Kopftuch — Relikte aus glücklicheren Tagen — und unsere Käschtä und Kischta zu unserem Wahrzeichen.

Auf verlorenem Posten

Da kam die langersehnte, doch sehr schleppend vor sich gehende Ansiedlung, sei es als Siedler oder auch nur als Gastsiedler. Auch unsere Käschtä und Kischta konnten wir mitnehmen, ob nach Polen, in das Generalgouvernement, in die Untersteiermark oder in die Tschechoslowakei. Unsere Käschtä waren bei uns! Aus ihnen schöpften wir die Kraft, um in dieser Fremde von vorne anfangen zu können. Aus ihnen holten wir unsere Sachen von daheim und gaben dem fremden Hause und seinen Räumen jenen Hauch Heimat, den wir mit eingepackt hatten und der uns vergessen half, daß wir auf verlorenem Posten standen.

Die Trennung von unseren Käschtä und Kischta

Doch kam dann 1945 auch die Trennung von unseren Sachen und somit von unseren Käschtä. Wer hätte 1940 zu Hause geglaubt, sich je einmal von dieser seiner letzten Habe aus der geliebten Heimat, von seinen „Käschtä von daheim“ trennen zu können? Wie oft hat man sich im Lager untereinander gesagt: „Nichts ist uns mehr geblieben als unsere Käschtä, die geben wir niemals her, komme, was will!“

Und es kam, wie es wollte. Wir ließen unsere Käschtä stehen in Polen und in Schlesien, in Böhmen und in Mähren und in der Untersteiermark, wir bangten und flohen, um unser nacktes Leben zu retten. Wertvolle Sachen aus der Heimat, die für uns einst die Welt bedeutet hatten und unter denen gar manches Stück sich befunden, das unsere Großel-

tern im Ersten Weltkrieg in einer Kiste in ihrem Garten vergraben gehalten, um es zu retten. Wertvolle Sachen und noch wertvollere, unersetzliche Dokumente, sie waren plötzlich alle ohne Wert, weil es galt, das Leben, das einmalige und wertvollste Geschenk des Schöpfers an den Menschen, zu retten. Nie hätten wir geglaubt, ohne unsere Käschtla auskommen zu können! Sie zu verlieren, hieße das Ende unseres Lebens.

Kletts Holzkischt aus Kobadin

Fast alle unsere Dobrudschaner haben ihre Käschtla von daheim verloren. Nur wenigen ist es 1945 gelungen, rechtzeitig zu fliehen und nur wenigen gelang es, einen von ihren alten Käschtla und Kischta in die Gegenwart zu retten.

So zum Beispiel schrieb mir Vetter Otto Klett aus Kobadin, daß die Holzkiste aus seinem elterlichen Wohnzimmer, die der Schreinermeister Friedrich Würth Mitte der zwanziger Jahre so überaus stabil gezimmert hatte, noch vorhanden ist und gute Dienste leistet. Diese Kiste war mit einem Teil der Dobrudschasammlung des Herausgebers dieses Jahrbuchs im Frühjahr 1940 nach Berlin gekommen, von dort zu seinen Eltern in das Wartheland, 1944 nach Siegen in Westfalen und 1947 nach Gerlingen bei Stuttgart, wo in ihr wiederum Dobrudschamaterial aufbewahrt wurde. Seit einigen Semestern aber steht sie in der Tübinger Studentenbude eines Enkelkinds des Auftraggebers aus Kobadin und wird von dessen Kommilitonen bewundert. Mit neuen Handgriffen, blitzenden Kugelrollen, gemustertem Kunststoff und einem Sicherheitsschloß versehen, dient sie als Abstellage für Bücher, als Sitzgelegenheit und auch als Gesellschaftstisch. Vor allem aber bietet sie Platz genug für sämtliche Verschlusssachen.

Unsere Kischtla, Käschtla und Kaschtla waren unsere Schatztruhen im wahrsten Sinne des Wortes, aber es geht auch ohne sie, ja, wir haben es uns abgewöhnt, solche zu besitzen. Auch das Landbesitzen haben wir uns längst abgewöhnt. Heute ist beides nicht mehr Mode. Wer ein paar Ar Land hat und ein Häuschen, kann sich als reich betrachten. Dagegen „Käschtla“ oder „Kischta“? Sie sind nicht mehr gefragt! Nur die neue, heraufziehende Bauern-Stilmöbel-Mode bringt sie wieder zum Vorschein, jedoch für viel Geld. Wenn auch unsere „Käschtla“ zu einem teuren, hoch im Kurs stehenden Möbelstück avanciert sind, so haben wir sie alle, die großen und schweren, wie auch die kleinen und handlichen, für immer verloren.

Der geerbte Kasten

Doch ich, ich habe wieder einen Kasten. Ich habe einen stabilen, dunkelrot gestrichenen Kasten, einen richtigen „Kaschtla wie daheim“ mit einem Vorhängeschloß. Ich habe ihn geerbt. Er ist in einer Zeit angefertigt worden, in der es kaum etwas gegeben: weder Holz noch Nägel,

weder Leim noch Lackfarbe. Auf großen Umwegen, mit zu überwindenden Schwierigkeiten und mit vielen guten Worten hatte sich in Norddeutschland hinter dem Deich doch noch ein Mann gefunden, der mit eigener Hand einen „Kaschta“ gezimmert, für einen Flüchtling, der ihn seiner Schwester zum Weihnachtsfeste schenken wollte. Öffnet man den Deckel dieses Kastens, so kann man auf seiner Innenseite lesen: „Elsa Leyer, Weihnachten 1946, von meinem Bruder Andreas“.

Der neue Kasten

Diese einstige Gutsbesitzerstochter, die vordem in ihren Diensten Mägde und Knechte gehabt hat, war durch die Umsiedlung und Flucht mittellos und selbst zu einer Arbeiterin geworden. Und sie war froh und dankte Gott, daß sich Menschen gefunden, die ihr Arbeit gegeben, ein Dach über ihren Kopf und — was in jener schrecklichen Zeit das wichtigste war — ein freundliches und menschliches Wort. Sie fand alles dort oben hinter dem Deich, auf Hof Portshehm. Sie hatte nun wieder eine Bleibe, einen Dienst, aber weder Kleider, Wäsche noch einen Kasten. Allmählich erst kam sie wieder zu einigen Sachen, jedoch zu keinem „Kaschta“. Erst bis Bruder Andreas ihr einen zum „Chrischt-kendle“ schenkte. Und dann war sie wieder glückliche Besitzerin eines Kastens! Was ihr die Flucht noch gelassen und was sie von ihrer Base Lydia Leyer übereignet bekommen hat — die ihre Sachen nicht verloren hatte — was sie von guten Leuten geschenkt bekommen und sich selbst mühselig und durch ihrer Hausleute, Hilfsbereitschaft angeschafft, alles legte sie fortan in den neuen Kasten. Doch nicht nur bei ihr spielte der Kasten eine große Rolle. Als ich einmal in Steinheim am Main bei Christoph Rösner aus Fachria zu Besuch war, um sein erworbenes und instandgesetztes Haus zu besichtigen, deutete er beim Betreten des Schlafzimmers in eine Ecke des Zimmers und erklärte: „Das erste, das ich gemacht habe als wir hier einzogen, war, daß ich unseren Willy (seinen Schwiegersohn W. Müller) gebeten habe, mir unverzüglich einen Kaschta zu machen, damit man seine Sachen ordentlich aufheben kann. Des isch alles emmer romglega. Jetzt isch wenigstens Ordnung!“

Ähnlich war es bei einem Besuch in Marktheidenfeld bei Familie Emanuel Müller aus Kodschalak. Diese Familie war ausgewandert und lebte 10 Jahre in Amerika. Doch dann kam sie wieder zurück nach Deutschland. Mit ihrem in Amerika durch sehr viel Fleiß erworbenem Gelde konnte sie in Marktheidenfeld ein Doppelhaus für sich und ihren Sohn bauen. Als ich die schönen und freundlichen Räume besichtigte und zum Schluß auch in die Küche kam, sagte man mir fast wie entschuldigend: „Hinter die Küchentür darf man nicht gukken! Da steht unser Holzkischt, wie daheim, das war das erste, das wir uns gemacht haben, als wir eingezogen waren. Das Holz lag stets unordentlich und durcheinander hinter der Tür. Die Holzkischt haben wir weiß gestrichen,

weil auch das Küchenmöbel weiß ist. Das Holz ist jetzt ordentlich aufgeschobert.“

Den Kasten in Ehren halten

Als ich 22 Jahre später, im Januar 1968, half, meiner Tante Elsa den Haushalt auslösen, weil sie wegen zunehmender unheilbarer Krankheit in ein Pflegeheim übersiedeln mußte, legten wir in ihren Kasten all die Sachen, die einen besonderen Wert hatten und teilweise von „daheim“ waren. Und weil der Kasten einst unter großen Mühen und Opfern erworben worden war, legte meine Tante ihn mir besonders ans Herze: „Er ist wert, in Ehren gehalten zu werden“, sagte sie und übergab ihn mir zu treuen Händen. Bis zum letzten Atemzuge war meine Tante Elsa im Gespräch mit mir bei den „alten Sachen und Schriftstücken im Kaschta“ und — wie wäre es bei einem Dobrudschaner anders möglich — ihre Gedanken waren nur daheim.

Nach ihrem Tode führte ich ihre Anordnungen durch und fuhr dann mit meinem geerbten „Kaschta“ nach Hause.

Ich hoffe, daß mir der Herausgeber unseres Jahrbuches an dieser Stelle wieder einen Platz einräumen kann, um Ihnen, liebe Landsleute und lieber Jahrbuchleser, erzählen zu können, was sich in meinem geerbten Kaschta befunden hat, und um meine „Kaschtageschicht“ zu Ende spinnen zu können.